

| | |
|-------------|--|
| Title | Phonische und graphematische Betrachtungen der altsächsischen Heliand-handschriften |
| Author(s) | Kawasaki, Yasushi |
| Citation | ドイツ文学研究 (2011), 56: 1-24 |
| Issue Date | 2011-03-25 |
| URL | http://hdl.handle.net/2433/139390 |
| Right | |
| Type | Departmental Bulletin Paper |
| Textversion | publisher |

Phonische und graphematische Betrachtungen der altsächsischen Heliand-handschriften

Yasushi Kawasaki

1.

Es gibt bis heute zur Frage nach der ursprünglichen Heimat des Heliand unterschiedliche Meinungen. Aufgrund sprachlicher Besonderheiten des Werkes und der Herkunft der Handschriften suchte M. Heyne (1869:288) die Heimat des Heliand in Münster. In der Folgezeit sah man deshalb die Heimat des Heliand lange in Münster oder in Westfalen. Aber eingehende Untersuchungen stellen diese Behauptung in Frage. In Werden suchen die Heimat des Heliand W. Braune (1894:205-294), R. Kögel (1894:283), R. Drögereit (1949:35) und W. Krogmann (1954). Im Kloster Corvey sieht sie F. Kauffmann (1887), in Utrecht H. Jellinghaus (1889), in der Gegend von Merseburg (=in der Gegend Friesenfeld und südlichen Hassengau) F. Wrede (1899), im südlichen Ostfalen T. Frings (²1966). E. Rooth (1932) hält die Heliandsprache für eine künstliche Literatursprache: auch wenn der Dichter ein Westfale gewesen sein sollte, so habe er doch in Fulda mit fränkischer Orthographie eine neue altsächsische Schriftform geschaffen.

Das Problem der Heimat des Heliand ist also, wie gesagt, heute noch ungelöst.ⁱ Es gibt bisher dazu verschiedene Meinungen, aber keine endgültige Entscheidung.ⁱⁱ Es scheint bislang so zu sein, daß ein jeder Forscher gerne seine eigene Heimat als Ursprungsort dieses Sprachdenkmals sehen will. Nach M. Gysseling (1980), einem Dialektforscher aus Belgien, verweist eine sprachliche Analyse des Heliand auf keinen der genannten Orte, sondern vielmehr auf das niederdeutsch-niederländische Grenzgebiet:

„samenvattend mag geconcludeerd worden dat de Heliand-dichter uit het noordwestelijk gedeelte van het Nederlands-Nederduits overgangsgebied afkomstig was“ (S.36). Er ist der Meinung, daß der Dichter an der Seite der Niederlande steht, weil seine Sprache „in veel opzichten nog Nederlands“ und „in andere opzichten reeds Nederduits“ ist (S.36). Er sagt weiter: „tot zover noordoostwaarts mag men bijgevolg de heimat van de Heliand-dichter zoeken, maar zeker niet in zuidwestelijk Westfalen“ (S.33). In Bezug auf die Differenzen zwischen den einzelnen Handschriften schreibt er über das Problem der unterschiedlichen Heimat von Handschrift M und Handschrift C: „M heeft de taal sterk veroostelijkt, C sterk verwestelijkt“ (S.30). Im folgenden werden die verschiedenen Auffassungen zur Heimat des Heliand zusammengefaßt, wobei der Schwerpunkt auf GysSELINGS Untersuchung (1980) gelegt werden wird.

Die unter den einzelnen Handschriften umfangreichste ist C(ottonianus). Sie befindet sich im British Museum in London (MS. Cotton Caligula A.VII). Die Niederschrift weist Korrekturen vom ursprünglichen Schreiber und Ergänzungen von einer zweiten Hand auf.ⁱⁱⁱ Im Text selbst finden sich weist mehrere Auslassungen und Fehler. Die Sprache ist altsächsisch, läßt aber auch mittel- oder niederfränkische Bestandteile erkennen. G. Ehrismann (²1932) nahm daher an, daß die Handschrift in der Nachbarschaft des Fränkischen abgefaßt worden sei. Doch hat man in ihr darüber hinaus auch friesische Eigentümlichkeiten ausfindig gemacht. Hs. C weist Eigentümlichkeit der sogenannten Brechung, sowie einige vom Schreiber vorgenommene anglosächsische Schreibungen auf. Ebenfalls im 10. Jahrhundert (nach Bischoff 1979) entstand die Handschrift M(onacensis). Sie wird in der Bayerischen Staatsbibliothek in München (codex germanicus 25) aufbewahrt. Die Handschrift wurde 1611 in der Bibliothek des Domkapitels in Bamberg entdeckt und ist 1804 im Zuge der Zentralisierung der bayri-

schen Klosterbibliotheken nach München gelangt. Ihre Sprache ist zwar durchgehend rein sächsisch, weist aber doch auch hochdeutsche Elemente auf.

Bei den Hss. P(rager Hs.), V(atikanische Hs.) und S(traubinger Hs.) handelt es sich um kleinere Bruchstücke des Textes^{iv}: Die Handschrift P, heute im Museum für deutsche Geschichte in Berlin (D 56/446), ist um oder nach 850 geschrieben worden. Sie ist das älteste Sprachdenkmal der Hss. Die Handschrift wurde 1880 in der Universitätsbibliothek in Prag als Teil eines 1592 in Rostock gedruckten Buches gefunden und erstmalig 1881 von Hans Lambel herausgegeben. Es handelt sich um ein Einzelblatt mit den Zeilen 958-1006. Für die Lokalisierung von P kann das östliche nd. Gebiet angenommen werden. Die Handschrift V wird in der Bibliothek des Vatikans in Rom (codex palatinus latinus 1447) aufbewahrt. Die Handschrift wurde 1479 in Mainz gefunden, und ist danach nach Heidelberg und 1623 in den Vatikan gelangt. Zur Lokalisierung von V läßt sich aus der Dehnung zeitlich verschiedener Eintragungen in einen Kalender derselben Hs. mit großer Sicherheit sagen, daß sie von einem Ostsachsen, einem Geistlichen, der im Magdeburger Gebiet heimisch war, in Mainz geschrieben wurde (F. Jostes:1895). Hs. V überliefert die Zeilen 1279-1358. Die Handschrift S ist Ende 1977 in der Staatlichen Bibliothek am Johannes-Turmair-Gymnasium in Straubing entdeckt worden, wo sie als Einband einer zuerst für das Stift Millstatt/Kärnten nachweisbaren Schedelschen Weltchronik (›Liber chronicorum‹ Nürnberg 1493) diente. Sie wird zur Zeit in der Bayerischen Staatsbibliothek in München aufbewahrt.

2.

Über das Verhältnis der Hss. zueinander und zu dem verlorenen Original gehen die Meinungen auseinander. M und C lassen, wofür die äußere Anlage spricht, auf eine

gemeinsame Vorlage schließen, die möglicherweise nahe an die Entstehungszeit der Dichtung heranreicht und dem Original sicher sehr nahe steht. M und C weisen gleiche Fehler auf, gehen also auf ein und dieselbe schon fehlerhafte Vorlage zurück.^v M bricht kurz vor dem Schluß ab. Insgesamt betrachtet ist M sorgfältig geschrieben, fast frei von Sinnfehlern, wenn auch mit gelegentlichen Auslassungen. C hat zahlreiche Auslassungen, Verbesserungen u.a., die sich meist am Zeilenschluß finden und sich z.T. aus der Flüchtigkeit des Schreibers erklären. C hat dagegen in der Wortstellung die ursprünglichen Verhältnisse besser bewahrt, und verdient auch in metrischen Dingen den Vorzug. Auch die Fragmente P, V und S lassen sich oft nicht eindeutig festlegen. Sprachuntersuchungen weisen ihnen den Vorrang vor den Handschriften M und C zu.

Im Rahmen der stemmatischen Verhältnisse steht P sprachlich C näher als M. Das kürzlich neu entdeckte Fragment S rückt vom Archetyp am weitesten ab, offenbart aber eine neue Dimension innerhalb des Altsächsischen, indem es Spracherscheinungen aufweist, die man bisher nicht eindeutig dem Altsächsischen zusprechen konnte. Für die Rekonstruktion des Altsächsischen sind die Heliand-Überlieferungszeugen deshalb eine wichtige Quelle. Sie geben den Dualismus innerhalb des Altsächsischen, die fränkischen und nordseegermanischen Spracherscheinungen, am besten wieder. Erschwert wird die stemmatische Festlegung der Handschriften und Fragmente nicht nur dadurch, daß man nicht weiß, wieviele Überlieferungsschichten zwischen dem Archetyp und den vorhandenen Textzeugen anzusetzen sind, bzw. welche Sprachformen bei den Texten einer älteren Schicht angehören. Als stemmatische Lösung schlägt Behaghel (⁹1984) für die Verhältnisse der Handschriften und Fragmente folgendes Schema vor:

Der Monacensis ist laut Sievers (1878) im rein niederdeutschen Dialekt mit an-

klingenden hochdeutschen Formen geschrieben. Es handelt sich dabei um die Formen *gilih* (V.785, 935) und *gilich* (V.2624, 2628). Foerste (1950) bestimmt den Dialekt der Hs. aufgrund von Flexionsbesonderheiten als ostwestfälisch, ebenso Gysseling (1980). Der Monacensis zeigt nämlich eine durchgreifende graphematische und sprachliche Umsetzung der <uo, ie> des Archetyps für westgermanisches *ô, ê* in <o,e>. Teilweise sind auch die <io, eo> für westgermanisches *eu* vor *a, e, o* in <ia> umgesetzt.^{vi} Der Entstehungsort der Hs. blieb lange Zeit umstritten, bis Bischoff (1979) der Nachweis gelang, daß der Monacensis in Corvey geschrieben worden ist. Angeregt durch die Besonderheit der Schrift des Monacensis, welche vom gewohnten Bild deutscher Schriften abweicht, verglich Bischoff den Monacensis mit anderen erhaltenen Hss. des 9. und 10. Jahrhunderts aus der Bibliothek Corvey, wobei ihm die enge Verwandtschaft der Schrift des Monacensis mit derjenigen des Evangeliiars Cim. 2 der Prager Metropolitantapitelbibliothek sofort auffiel. Während seiner Entstehungszeit stand Corvey hinsichtlich der Schrift unter nordfranzösischem Einfluß, und eben dieser nordfranzösische Einfluß wird in der Monacensis-Schrift sichtbar.

Auffallende Spracherscheinungen sind zunächst die Endungen des Dat. Sg. Masc. und Neutr. der starken Deklination der Adjektive sowie der Possesiv- und Demonstrativpronomen. Während diese im Althochdeutschen auf *-emu, -emo* enden, steht in den Heliand-Hss. *-um, -om, -un, -on*. Die Endung *-um* ist aber altnordisch, altenglisch und altniederländisch. Gysseling (1980) zufolge beweist das *-um* des Helianddichters, dass er aus dem niederländischen Sprachgebiet oder aus einem nordostwärts anschließenden niederdeutschen Grenzraum stammte. Die Heliand-Hs. M weist bei der Endung des Pl. Präs. Ind. immer den auf *-d, -d* und *-t* endenden niederdeutschen Einheitsplural auf, was darauf hindeutet, dass der Helianddichter nicht westlich der IJsselgegend beheimatet ge-

wesen sein konnte. Eine nähere Bestimmung erlaubt die lautliche Entwicklung von germanischem *eu*. Sie verlief im Niederländischen von *eu* > *eo* > *io* > *ie*. Der Helianddichter schrieb <eo>, <ia> (<ea>, <ia> sind von V und M, <ie> von C eingeführt worden). Im Niederdeutschen erfolgte die Entwicklung von *eu* > *eo* > *ea* > *ia* > *ie*, *e*, so dass in Werdener Urkunden aus der Entstehungszeit des Heliand ausnahmslos <ia> neben <ea> verwendet wurde. Die einzigen <eo>, <io> in Werden stammen von Personen, die aus der IJsselgend und Drente kamen. Also kann der Helianddichter auch dort beheimatet gewesen sein. Dies bestätigen weitere Spracherscheinungen, wie die Änderung des Umlautfaktors *eu* zu *iu* und *io* in den Heliand-Hss. Die Tatsache, dass der Dichter statt germanischem *ô* <uo> schrieb, erlaubt ebenfalls seine Lokalisierung im Gebiet nordostwärts in die IJsselgend.

Gysseling (1980) zufolge stammt der 'Heliand'-Dichter aus der niederländisch-niederdeutschen Übergangszone, wobei er insbesondere die Gegend um Zwolle-Deventer-Zutphen ins Auge fasst. Die Sprache des Dichters stimmt nämlich teilweise zum Niederländischen, so in der erwähnten starken Deklination der Adjektive im Dat. Sg. Mask. und Neutr. auf *-um*, dem germanischen *eu* > *eo*, *io* und dem germanischen *ô* zu *uo*, teilweise aber auch zum Niederdeutschen, so beispielsweise bei den Pronomina ohne <h> <im, is, iro>, dem Nom. und Akk. Pl. auf *-os* bei den maskulinen *a*-Stämmen, dem Dat. Pl. auf *-ium* bei den *i*-Stämmen und dem Einheitsplural des Ind. Präs. Da die Lautentwicklung der ursprünglich reduplizierenden Verben im Heliand in die nördliche IJsselgend weist und dort ein Werdener Grundbesitz lag, könnte daraus der Schluss gezogen werden, dass der 'Heliand'-Dichter eben dort beheimatet war, in Werden Mönch wurde und da auch den 'Heliand' schrieb.

Der Entstehungsort des ‘Heliand’ ist und bleibt weiterhin umstritten. Krogmann (1957) oder Haubrichs (1966) treten für Fulda ein, ungeachtet der Tatsache, dass die bislang bekannten Textzeugen „[...] nirgends eine Verbindung mit der fuldischen Ausprägung der karolingischen Schrift“^{vii} aufweisen. Gysseling (1980) dagegen versucht nachzuweisen, dass der Dichter des Heliand aufgrund mehrerer auffälliger Spracherscheinungen in der Werküberlieferung in einem niederländisch-niederdeutschen Übergangsgebiet beheimatet war.

3.

Die graphematische Analysemethode, die in dieser Untersuchung verwendet wird, lässt sich erstens abgrenzen von der traditionellen Sprachgeschichte, die den Lautwandel nicht systembezogen, nicht schreiberbezogen und ohne Anwendung quantitativer Verfahren untersucht hat, zweitens von den dialektückschliessenden Verfahrensweisen der historischen Phonologie, die nicht auf die schreibsprachliche Überlieferung eingehen, und drittens von graphematischen Ansätzen, die den altsächsischen Lautstand zu rekonstruieren versuchen, ohne auf ein sprachhistorisches Referenzsystem (Lautposition) Bezug zu nehmen (vgl. Odwarka 1973). Die graphematische Analysemethode jedoch ermöglicht eine Erschliessung der graphematischen Klassen, die Rückschlüsse auf die phonologische Klassenstruktur erlauben. Voraussetzung hierfür ist

- a) die Schreiberseparierung,
- b) die vollständige Auswertung der Texte,
- c) die präzise Quantifizierung der Belege,
- d) die Verwendung eines lauthistorischen Bezugssystems.

In der vorliegenden Arbeit wird diese methodische Voraussetzung zugrunde ge-

setzt, um die graphematische Variation der Lautpositionen zu analysieren. Die Analyse einer historischen Schreibsprache konzentriert sich unter diesem Aspekt auf die Beziehung zwischen Graphien und etymologischen Lautpositionen. Unter dem Begriff ‘Graphie’ werden hier Buchstaben und Buchstabenkombinationen verstanden, die ein Schreiber zur Wiedergabe einer Lautposition verwendet. Die Einheit von Graphie und Lautposition wird als Graphem bezeichnet. Werden mehrere Lautpositionen durch dieselbe Graphie wiedergegeben, so bilden sie eine graphematische Klasse. Lassen sich aber innerhalb einer Lautposition unterschiedliche Graphien zur Beschreibung derselben feststellen, so liegt graphetische Varianz (= Allographie) vor.

Eine methodologische Anlehnung an bestehende Verfahrensweisen der historischen Graphematik ist nur bedingt möglich. Denn einerseits ist der Einsatz autonomistischer Analyseverfahren, die sich auf eine quantitative Erfassung der Graphienverteilung und -kombinatorik beschränken und den Bezug zur lautlichen Ebene prinzipiell ausblenden, aufgrund der Aufgabenstellung bereits grundsätzlich auszuschliessen; auf der anderen Seite erweist sich auch die verbreitete Methode, den historischen Schreibungen konkrete Lautwerte oder Phoneme zuzuordnen, als ungeeignet, da dieselbe Graphie je nach Lautkontext, Schreiber oder örtlicher Schreibtradition ganz unterschiedliche Kennzeichnungsfunktionen besitzen kann. Eine Möglichkeit, der lautreferentiellen Funktion historischer Schreibsysteme trotz dieser methodologischen Schwierigkeiten Rechnung zu tragen, ergab sich jedoch mit einem neuen Untersuchungsansatz, der die Graphien nicht auf historische Laute oder Phoneme bezieht, sondern auf die lautlich noch undefinierten Einheiten eines idealisierten lauthistorischen Referenzsystems, das als Folie für die schreibsprachliche Analyse dienen kann. In einer ersten Phase der Materialaufbereitung werden zunächst alle Handschriften buchstabengetreu transkribiert und in Form

alphabetischer Arbeitsindizes mit Häufigkeitsangabe und Zeilennachweisen vollständig erschlossen. Die in den Indizes enthaltenen Belege werden ferner lexikalisch und grammatisch bestimmt und in ihre kleinsten bedeutungstragenden Komponenten (Morpheme) segmentiert, die als Basiseinheiten für die weitere graphematische Analyse dienen können. Im Anschluss daran wird eine graphematische Analyse durchgeführt, die eine Ermittlung der schreiberspezifischen Graphieninventare und eine Bestimmung der Graphienfrequenz und -verteilung beinhaltet. Die eigentliche Graphemanalyse vollzieht sich in vier Arbeitsschritten. Zunächst werden die Grapheme bestimmt, indem jeder in einem Schreibersystem belegten Graphie die entsprechende Lautposition des Referenzsystems zugeordnet wird. Anschliessend wird eine Klassifikation der ermittelten Grapheme vorgenommen, bei der nach quantitativen Kriterien die Hauptgrapheme von den graphematischen Varianten unterschieden werden. Diese quantitative Gewichtung ist erforderlich, um den spezifischen Status der Grapheme innerhalb der individuellen Schreibsysteme präzise bestimmen zu können. Alle Lautpositionen, die in einem System durch dieselben Hauptgrapheme realisiert werden, werden im nächsten Schritt zu einer graphematischen Klasse zusammengefasst. Durch Kontrastierung dieser graphematischen Klassen können die für ein Schreibsystem konstitutiven Oppositionen erschlossen werden, die darüber Aufschluss geben, wie differenziert ein Schreiber lautliche Strukturen wiedergibt. Anhaltspunkte für strukturelle Übereinstimmungen zwischen Schreib- und Lautsystem lassen sich jedoch nur in spezifischen Detailsanalysen unter Einbeziehung zusätzlicher Daten zur lokalen Dialektentwicklung gewinnen. Die durch die graphematische Klassenanalyse erschlossenen schreiberspezifischen Graphemsysteme werden schliesslich im letzten Arbeitsschritt diachronisch kontrastiert, um die schreibsprachlichen Wechsel- und Entwicklungsphänomene systematisch zu erfassen.

Für das hierfür grundlegende methodische Konzept, das von der historischen Schreibsprache als Basis ausgeht, muss zuvörderst eine homogene Systematik von Begriffsdefinitionen und Analyseschritten entwickelt werden. Eine solche bietet Elmentaler (1993), der zur Untersuchung graphematischer Variation vom Begriff der Lautposition ausgeht. Diese Lautpositionen sind ‘hypothetische Lauteinheit[en] [...], die durch zwei Parameter definiert [sind]’, nämlich Lautetymologie (woher kommt der Laut geschichtlich?) und Lautkontext (wie ist der Laut prosodisch und segmental eingebettet?); ihnen gegenüber stehen Graphien (Buchstaben oder Buchstabenkombinationen). Die Kombination aus Lautposition und Graphie konstituiert das Graphem:

„Die Differenzierung oder der Zusammenfall von Lautpositionen wird ausschliesslich auf schreibsprachlicher Ebene diskutiert. Distinktive, noch nicht klassifizierte Zeichen oder Zeichenfolgen werden als „Graphien“ bezeichnet, die Untersuchung ihrer Distribution als „Graphetik“. Werden zwei Lautpositionen vorwiegend durch ein und dieselbe Graphie realisiert, so sind sie einem „Graphem“ zuzuordnen; Lautpositionen, die graphetisch vorwiegend unterschiedlich realisiert werden, gehören verschiedenen Graphemen an. Ein Graphem wird somit definiert als Zuordnung einer Graphie oder einer Gruppe von Graphien zu einer sprachhistorisch definierten Lautposition. Graphemdefinierend sind also zwei Komponenten, eine graphetische und eine lautetymologische, man könnte auch metaphorisch von einer Ausdrucks- und einer Inhaltsseite des Graphems sprechen. Die Sprachformen auf der Ausdrucksseite eines Graphems werden als „Allographe“ bezeichnet.“ (Elmentaler 1993:6)

Grundlegend für die Bearbeitung der Problemstellungen ist die differenzierte Ermittlung des graphematischen Systems, das für die 5 Heliand-Texte verwendet wurde. Die verwendete Methode zur Feststellung des graphematischen Systems, und damit auch der graphetischen Variation, stützt sich im wesentlichen auf ein Verfahren, das in der Zuordnung der graphischen Zeichen und Zeichenkombinationen zu festgelegten Lautpositionen besteht. Der Begriff der Lautposition wird bei Elementaler (1993) folgendermassen definiert:

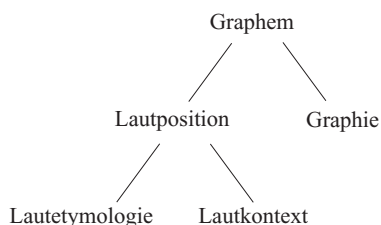
Unter einer Lautposition soll eine hypothetische Lauteinheit verstanden werden, die durch zwei Parameter definiert ist: (1) den Parameter Lautetymologie, der auf die Etymologie des jeweiligen Vokals Bezug nimmt; als Bezugssystem für die lautetymologische Bestimmung dient das rekonstruierte Lautsystem des Westgermanischen (Wgerm.); (2) den Parameter Lautkontext, der sich (a) auf das Vorhandensein eines Umlautfaktors (i, j) in der Folgesilbe eines westgermanischen Vokals bezieht, (b) auf die Stellung eines westgermanischen Vokals im Silbeninlaut oder Silbenauslaut (geschlossene/offene Silbe), sowie (c) auf andere mögliche Einflussfaktoren der konsonantischen Umgebung (z.B. wgerm. *ai* vor *r, h, w*). (Elementaler 1993:5)

Für eine Untersuchung zum Konsonantismus kann diese Definition in ihren Grundzügen übernommen werden. Als Bezugssystem der lautetymologischen Bestimmung dient das rekonstruierte wg. Konsonantensystem. Der Parameter Lautkontext bezieht sich im wesentlichen auf die Stellung des wg. Konsonanten bzw. der wg. Konsonantenverbindung (z.B. wg. *sk*) in an-, in- oder auslautender Position. Die kontextuelle Ebene wird jedoch häufig durch Angaben ergänzt, die die konsonantische und vokalische Um-

gebung betreffen (z.B. wg. *k* anlautend vor Palatalvokal).^{viii}

4.

Ein beträchtlicher Anteil der schriftlichen Überlieferung des Heliand bildet das Korpus der empirischen Untersuchung. Hierbei handelt es sich um 5 Hss., die kontrastiv bearbeitet werden sollen. Der erste Arbeitsschritt ist die Systematisierung der einzelnen Lexeme des Textkorpus. Die Lexeme wurden nach einem Codierungsschlüssel klassifiziert, wobei jeder Graphie des Textes eine Lautposition des Bezugssystems zugeordnet wird. Der Begriff der Lautposition wird von Elmentaler (1993) folgendermassen definiert: „Unter einer Lautposition soll eine hypothetische Lauteinheit verstanden werden, die durch zwei Parameter definiert ist, (1) Lautetymologie, und (2) Lautkontext.“ Eine Übersicht über die verschiedenen Lautpositionen bietet die folgende Tabelle:



Graphematisch-Phonologische Beziehungen. Nach Elmentaler(1993).

Für jede Lautposition wurde eine eigene Tabelle erstellt. Die Tabellen enthalten eine Auflistung der einer Lautposition zugeordneten Lexeme unter Angabe ihrer unterschiedlichen graphischen Realisierungen. Hierbei enthält die Tabelle die in den Hss. auftretenden Lexeme. Für die Auszählung der verschiedenen Realisationsformen eines Lexems werden die Begriffe *token* und *types* verwendet, wobei *token* die absolute Häufigkeit und *types* den relativen Anteil einer graphischen Realisierungsform eines Dentals

bezeichnet. Beispiel: Der Dental wg. þ in einem Lexem wird je zweimal durch <th> und <d> realisiert; deshalb ergibt sich für <th> und <d> bezüglich der *token*-Zählung jeweils der Wert 2 (absolute Beleghäufigkeit), bezüglich der *types*-Zählung jeweils der Wert 0,5, d.h. der relative Anteil jeder Graphie bei der Realisierung des Dentals in diesem Lexem beträgt 50%. Diese Vorgehensweise erweist sich als notwendig, da auf diesem Weg eine Überbewertung von häufig belegten Lexemen verhindert wird. Beispiel: Einer Lautposition wurden zehn Lexeme zugeordnet; in neun Lexemen wird der Dental wg. þ durch <th> realisiert (jeweils ein Beleg), in einem Lexem tritt <d> auf (jedoch in insgesamt 9 Belegen). Wenn man lediglich die *token*-Zählung als Berechnungsgrundlage nähme, so ergäbe sich ein Verhältnis, das eine - tatsächlich nicht vorhandene - Ausgeglichenheit vortäuschte: 9 Belege <th> und 9 Belege <d>. Die Kombination von *token*- und *types*-Zählung spiegelt jedoch viel eher die tatsächlichen Verhältnisse wider: 9,0 *types* <th> und 1,0 *types* <d>. Somit ergibt sich für jede Lautposition eine genaue Übersicht über die graphischen Variationsmöglichkeiten.

Die empirische Untersuchung ist gegliedert, die sich nach der Leitgraphie der verschiedenen Lautpositionen richten. Unter dem Begriff 'Leitgraphie' werden hier Buchstaben bzw. Buchstabenkombinationen verstanden, die ein Schreiber am häufigsten zur Wiedergabe einer Lautposition verwendet. Nach der Besprechung der einzelnen Lautpositionen kommt die Systematisierung, Beschreibung und Interpretation des Materials auf der Ebene der Lautpositionen. Auch hierbei wird der Versuch eines diatopischen Vergleichs unter den Hss. unternommen. Unter 'diatopische Aspekte' wird der Vergleich der verschiedenen Schreibsysteme zusammenfassend dargestellt. Schliesslich soll dann anhand der verschiedenen Phänomene, eine zusammenfassende Wertung unternommen werden: Was spricht für eine Orientierung des Heliand an der anglosächsischen Schreib-

tradition, welche Punkte stehen dem entgegen? Wie sind diese Punkte zu bewerten? Es ist daher notwendig, verschiedene Schreibvariationen aus verschiedenen Blickfeldern in Betracht zu ziehen, um anhand der Daten der 5 Hss. Probleme behandeln, die typisch für die altsächsische Zeitstufe sind, vor allem hinsichtlich der Lautentwicklungen im Altsächsischen.

Über den Weg einer vergleichenden Analyse der zugrundeliegenden graphematischen Systeme werden Aufschlüsse über den Grad der schreibsprachlichen Variationen in den Hss. gewonnen. Auf der Grundlage dieser Ergebnisse sind sodann mögliche Erklärungsansätze zu entwickeln und zu diskutieren. Eine besondere Auffälligkeit im Korpus, vor allem in der Hs. C besteht darin, dass es dort bei der graphischen Realisierung eines Lexems bzw. einer Lautposition eine grössere Schreibvariation gibt. Versucht man anhand einer Gewichtung des eben genannten Kriteriums (d.h. einer an der Lautposition orientierten Methodik) eine abschliessende Antwort auf die Frage zu finden, inwieweit Hs. C graphematisch von den anderen abweicht, lässt sich mit Sicherheit feststellen, ob z.B. die recht häufige Verwendung von <ɿ> für {d} im Auslaut in C für eine diachronische Lautentwicklung, d.h. die Auslautverhärtung in der altsächsischen Periode sprechen könnte, in der solche Fälle keineswegs Ausnahmerecheinungen, sondern sogar häufig zu beobachten sind.

Hinsichtlich der Frage nach einem möglichen textorientierten Schreibverhalten lässt die Untersuchung der konsonantischen Graphienvariation die Schlussfolgerung zu, dass die spezifischen Graphienverteilungen vom Textunterschied beeinflusst werden. Unterschiedliche Verteilungsverhältnisse legen in der Regel auch die Vermutung nahe, dass die Ursache in einer textspezifisch abweichenden Quantität der für eine Lautpositi-

on relevanten Lexeme und auch deren Beleghäufigkeit liegt. In diesem Zusammenhang können Schwankungen in den Graphiendistributionen im Vergleich der Textzeugen scheinbar auf ein textspezifisches Schreibverhalten hindeuten. Dies besonders dann, wenn die lexembezogene Analyse zeigt, dass Formative, die z.B. einen variierenden Gebrauch zweier Graphien belegen, nur in einem Text auftreten. Hierbei wird die besondere Problematik eines textorientierten Vergleichs deutlich. Unter optimalen Bedingungen müsste sich das für eine Lautposition zu untersuchende Wortmaterial auf Lexeme beschränken, die in allen 5 Heliand-Hss. vorhanden und mit der gleichen (möglichst frequenten) Häufigkeit belegt sind. Variationen, die sich nicht durch eine weitere Eingrenzung des Lautkontextes aufschlüsseln lassen und somit als positionsgebundene Schreibungen gelten können, sind nur selten anzutreffen, während ein Vergleich der textbezogenen Graphiendistributionen eine unterschiedliche Verteilung der Schreibungen erkennen lässt. In der Regel bewegen sich die intertextuellen Differenzen der prozentualen Graphienanteile in einem Spielraum. Demnach kann die vorgefundene graphetische Variation nur als schreiberspezifische Variation bewertet werden. Germanischen Dentale z.B. werden in den 5 Heliand-Hss. graphematisch nicht einheitlich wiedergegeben. Die ausführliche Analyse dieser unterschiedlichen Schreibweisen kann m. E. der Erstellung des graphematischen Systems beitragen. Ziel dieser Arbeit ist es, aufgrund dieses graphematischen Systems phonologische Systeme des altsächsischen Dialekts in den bisherigen Untersuchungen zu überprüfen, und weiter die diachronische Entwicklung und die graphematische Realisierung im niederdeutschen Sprachraum aufzuzeigen. Es soll zwar gezeigt werden, dass das Auftreten variierender Schreibungen nicht notwendigerweise phonetische Ursachen oder Gründe haben muss, aber es gibt auch Phänomene, die sich dadurch gut erklären lassen, dass graphematische Variationen auf möglichen Lautwandel hindeuten. Unter diesem Aspekt scheint es bei der Untersu-

chung der Schreibsprache als gerechtfertigt, neben der Frage nach graphematischen Systemen auch die Frage danach zu stellen, ob graphematische und phonische Phänomene miteinander zusammenhängen können.

5.

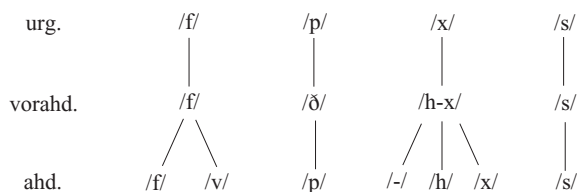
Graphematische Alternanzen der westgermanischen Reihe der Fortisfrikative {f, þ, s, h} sind nach Meinungen verschiedener Grammatiker seit Beginn der Textüberlieferung im 8. Jahrhundert im Althochdeutschen, Altsächsischen und Altniederländischen zu beobachten. Am Beispiel von *f* hat sich die Inlautlenisierung in stimmhafter Umgebung durch stimmhaftes *b*, *u*, *v* bezeichnet. Dieses *f* erklärt sich durch den Alternanz von inlautend stimmhafter und auslautend stimmloser Spirans wie *f* : *v*. In Bezug auf andere Frikativen, also *s*, *þ* und *h* ist die Richtung des Wandels eine und dieselbe.^{ix} Nach der Untersuchung hier wurde klar, dass es im ganzen deutsch-niederländischen Sprachraum einige gemeinsame Tendenzen gibt, z.B. werden Fortisfrikative öfter inlautend intervokalisch lenisiert, daneben entwickelt sich die Lenisierung auch in postliquiden Positionen, während sich im Auslaut diese Erscheinung etwas weniger findet.

Zur Periodisierung des Lenisierungsprozesses ist es unter den Frikativen einiger-massen unterschiedlich, obwohl die Richtung des Wandels im Frikativensystem im ganzen festlandsgermanischen Sprachgebiet eine und dieselbe ist; z. B. ist die Lenisierung des stimmlosen Frikativs germ. *þ* nach dieser Untersuchung im Vergleich zu anderen stimmlosen Frikativen früher eingetreten, obgleich die Handschrift C, die erst im 10. Jahrhundert entstanden ist, in Bezug auf die LP {þ} graphematisch noch grössere Variationen darstellt, die bedeuten könnte, dass sich die Lenisierung nicht so früh entwickelt hat. Dabei spielt eine grosse Rolle, wie sich die einzelnen Schreiber zu dieser

Erscheinung verhalten, d.h. die Frage, ob sich jede Handschrift bei der Wiedergabe dieser Neuerung relativ einheitlich verhält. Zur Fragestellung, ob sich charakteristische Unterschiede im Laufe der Zeit unter Handschriften beobachten lassen, gibt es in der Tat von Handschrift zu Handschrift Unterschiede zu erkennen, die darauf hindeutet, dass sich die Lenisierung zeitlich je nach Handschrift unterschiedlich entwickelt, wobei die graphematischen Repräsentationen der Frikative in den Handschriften etwas anders aussehen. Die Lenisierungserscheinung der Frikative könnte nicht durch einen einheitlichen Sprachwandel hervorgegangen sein.

Neben dem Periodisierungsproblem stellt sich auch ein regionaler Aspekt. Der Lenisierungsprozess scheint sich im Althochdeutschen und Altsächsischen früher als im Altniederländischen festgesetzt zu haben, was darauf hindeutet, dass der Lautwandel ziemlich deutliche regionale Unterschiede aufweist. Die Richtung des Lenisierungsprozesses ist auch im Niederländischen die gleiche. Paul (²³1989:122) nehmen an, dass sich die Spirantenlenisierung von Norden (Dänemark) nach Süden ausgebreitet hat, und zwar wohl seit dem 6. Jahrhundert.^x Im ganzen deutsch-niederländischen Sprachraum, also im Oberdeutschen, im Mittelfränkischen, im Niederdeutschen sowie im Niederländischen vollzog sich bereits seit dem 8. Jahrhundert eine Konsonantenschwächung des Inlauts bei der Reihe der Fortisfrikative {f, þ, s, h}, z. B. in wg. **hufa-*, **aīþa-*, **hūsa-*, **hauha-* 'Hof, Eid, hoch, Haus'. Durch diese Inlautlenisierung entstand eine für die ganze Festlandsgermania gültige Alternanzreihe. Wenn man die festlandsgermanischen Alternanzen aufgrund des wg. Bezugssystems beobachtet, wird klar, dass es im Inlaut Fortislenisierung der Frikative gab. Neben einem Prozess der Fortisierung der Lenes im Auslaut muss auch ein Prozess der Lenisierung von inlautenden Fortes stattgefunden haben. Szulc (1987:106) ist der Ansicht: „Das phonetische Prozess, Spirantenschwä-

chung [...] war eine seit Mitte des 8. Jahrhunderts fortschreitende Lenisierung (Schwächung des Atemdrucks und der Muskelspannung) bei den Reflexen urgermanischer stimmhafter Reibelaute.“ Er nennt als Beispiel ahd. *hofes* > spät-ahd./mhd. *hoves* ‘des Hofes’ (ahd./mhd. *hof*). Er bestimmt die Schwächung /p/ > /ð/ im Rahmen der Kettenreaktion, da sie die Lücke im System ausfüllte, die durch den früheren Wandel des stimmhaften Spiranten /ð/ > /d/ entstanden war. Er macht in Bezug auf den gutturalen stimmlosen Spiranten /x/ und /s/ keine besondere Beschreibung zum Thema der inlautlichen Opposition der Stärke (Lenis vs. Fortis), d.i. der Spirantenschwächung.



Zur weiteren Entwicklung der Lenisierung sollte das Problem von Kyes (1964:373): „final *g* appears to be a spelling analogy, patterned after forms in which *g* is medial“ unter der Berücksichtigung des morphematischen Schreibprinzips, d.h. mit dem Verfahren, die Wiedererkennbarkeit der Morpheme durch die Verwendung eines identischen Schriftbildes zu erleichtern, in Betracht kommen.

Mit Hinblick auf die Datierung der Entstehung der Alternanzen hat schon Grimm (1822:377) in seiner „Deutschen Grammatik“ darauf hingewiesen, dass die Auslautfortisierung im „Isidor“, einem der wichtigsten Sprachdenkmäler für das frühe Ahd. des 8. Jahrhunderts, mit grosser Regelmässigkeit auftritt. Geht man von einer vollständigen Realisierung der Auslautfortisierung um 1200 aus, hat sich die Schwächung der Al-

ternanzen in einer eindeutig lautspezifischen Reihenfolge vollzogen. Während bei den Labialgraphien bereits um 1300 eine vollständige Beseitigung festzustellen ist, bleiben die Guttural- und Dentalalternanzen noch in beträchtlichem Umfang erhalten und sind auch bis 1400 noch zu beobachten, wobei die Dentalalternanz langfristig die grösste Resistenz besitzt.

Neben der diachronischen Dimension dieses Phänomens ist auch die areale Grenzziehung in den Blick zu nehmen. Die Heliand-Handschriften des 9. Jahrhunderts zeigen bereits eine so deutliche Ausprägung der Erscheinung, dass Odwarka (1982) für eine altsächsische Auslautfortisierung plädiert. Auch Rauch (1992:99f.) nimmt für das Altsächsische eine Auslautfortisierung an und sieht in der unvollständigen Wiedergabe der einzelnen Handschriften „time differences in the same phonological change“.^{xi} In Flandern lässt sich die Auslautfortisierung ebenfalls bis ins 9. Jahrhundert zurückverfolgen, und im ‘Niederfränkischen Psalter’ des 10. Jahrhunderts ist sie fast vollständig etabliert, so dass Goossens (1974:65) das Regelsystem eines altniederländischen Alternanzsystems beschreiben kann. So haben die Alternanzen teilweise in identischen Verteilungen auch ausserhalb des hochdeutschen Sprachraums seit Beginn der Schriftlichkeit bestanden. In den hochmittelalterlichen Schreibsprachen hat sich die Auslautfortisierung nördlich von der Benrather Linie ebenfalls regelmässig entwickelt und wird von mehreren Grammatiken eingehend beschrieben. Eine Einengung der Perspektive auf das Hochdeutsche behindert ein umfassendes Verständnis der Auslautfortisierung. Da die Verteilungen dieser Alternanzsysteme die Bereiche der hochdeutschen, niederdeutschen und niederländischen Philologie überschreiten, scheint es sinnvoller, eine festlandgermanische Auslautfortisierung anzunehmen. Dementsprechend können die dieser Erscheinung zu Grunde liegenden Prinzipien nur unter Berücksichtigung dieses Zusammenhanges

untersucht werden.

Die Definition der Auslautfortisierung, wie sie in den letzten Auflagen von Pauls „Mhd. Grammatik“ gegeben wird, hat sich seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts allmählich herausgebildet. Sie bezieht sich nur auf die Plosivalternanzen vom Typ *lobes-lop*, *eides-eit*, *slages-slac* und besteht in den letzten Auflagen im wesentlichen aus zwei Sätzen, nämlich:

„Stimmhafter Verschlusslaut wird im Wortauslaut sowie im Silbenauslaut vor Fortis im ‚klass.‘ Mhd. stimmlos,“ [...] „dieser oft ‚Auslautfortisierung‘ genannte Stimmtonverlust ist in der Übergangszeit vom Ahd. zum Mhd. eingetreten.“ (Paul²³ 1989:130).

Diese Definition konnte sich seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts weitgehend in den Handbüchern durchsetzen und gilt daher als Grundlage der gegenwärtigen Standardtheorie. Für einen diatopischen Vergleich der Auslautalternanzen wie auch für ein Verständnis der Systemhaftigkeit und der geschichtlichen Sprachentwicklung erweist sie sich jedoch als unzureichend und bleibt insgesamt hinter dem Standard der älteren Forschung zurück. Die Definition des Begriffs ist daher in der gegenwärtigen Forschung uneinheitlich, sowohl hinsichtlich der phonologischen Kennzeichnung als auch hinsichtlich der betroffenen Konsonanten. In Bezug auf die lautliche Realisierung wird im folgenden nicht von einem Wechsel zwischen stimmhaften und stimmlosen Lauten gesprochen, wie dies vielfach geschieht, sondern von einem Wechsel zwischen inlautender Lenis und auslautender Fortis.

Literaturverzeichnis

- Althaus, P et al.: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Bd.1-2 (1973, 1980). Tübingen.
- Basler, O.: *Altsächsisch. Heliand, Genesis und Kleinere Denkmäler*. Freiburg. 1923.
- Behaghel, O.: *Heliand und Genesis*. Tübingen. 91984.
- Besch, W. et al.: *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. 2. Halbband (1983). Berlin/New York.
- Besch, W. et al.: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 1. Halbband (21998). Berlin/New York.
- Besch, W. et al.: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Halbband (1985). Berlin/New York.
- Berr, S.: *An Etymological Glossary to the Old Saxon Heliand*. Bern. 1971.
- Bischoff, B.: „Die Schriftheimat der Münchener Heliand-Handschrift,“ in *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 101(1979) , S.161-170..
- Braune, W.: *Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca Palatina (Neue Heidelberger Jahrbücher 4)*. 1894.
- Cordes, G.: „Zur Frage der altsächsischen Mundarten,“ in *Zeitschrift für Mundartforschung* 24 (1956), S.1-51 & 65-78.
- Cordes, G.: *Altniederdeutsches Elementarbuch*. Heidelberg. 1973.
- Cordes, G.: „Altsächsisch.“ In: P. Althaus et al.: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Bd.1 (1973). Tübingen. S.411- 414.
- Cordes, G.: „Altniederdeutsch.“ In: P. Althaus et al.: *Lexikon der ermanistischen Linguistik*. Bd.2 (1980). Tübingen, S.576-580.
- Cordes, G./ Möhn, D.: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*. Berlin. 1983.
- Dal, I.: „Altniederdeutsch und seine Vorstufen.“ In: G. Cordes et al.: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*. Berlin, S.69-97. 1983.
- Drögereit, R.: „Sachsen und Angelsachsen,“ in *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 21 (1949), S.1-62.
- Drögereit, R.: *Werden und der Heliand (Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen* 66). 1950.
- Eichhoff, J. & Rauch, I.: *Der Heliand (Wege der Forschung 321)*. Darmstadt 1973.
- Ehrismann, G.: *Die althochdeutsche Literatur*. München. 21932.
- Elmentaler, M.: „Probleme der Rekonstruktion stadtsprachlicher Schreibsysteme am Bei-

- spiel Duisburgs.“ In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* LX-1 (1993), S.1-20.
- Foerste, W.: *Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts*. Marburg. 1950.
- Foerste, W.: „Altsächsische Literatur.“ In: *Reallexikon*. Bd.1 (1958), S.39-46.
- Foerste, W.: „Otrfrids literarisches Verhältnis zum Heliand.“ In: J. Eichhoff & I. Rauch (Hrsg.): *Der Heliand*. Darmstadt, S. 93-131. 1973.
- Frings, T.: „Zum Wortschatz des Heliand und zur Heimatfrage.“ In: T. Frings (Hrsg.): *Germania Romana*. Halle/Saale, S. 196-217. 21966.
- Gallée, J.: *Altsächsische Grammatik*. Halle. 1891/ 31993.
- Glaser, E.: *Graphische Studien zum Schreibsprachwandel vom 13. bis 16. Jh. Vergleich verschiedener Handschriften des Augsburger Stadtbuches*. Heidelberg. 1985
- Glaser, E.: „Autonomie und phonologischer Bezug bei der Untersuchung älterer Schriftlichkeit.“ in *PBB* 110 (1988), S.313-331.
- Goossens, J.: *Historische Philologie des Niederländischen*. Tübingen. 1974.
- Grimm, J.: *Deutsche Grammatik*. Göttingen. 21821.
- Gysseling, M.: *Corpus van middelnederlandse teksten*. Reihe II, Teil 1. 's-Gravenhage. 1980.
- Haubrichs, W.: „Die Praefatio des Heliand. Ein Zeugnis der Religions- und Bildungspolitik Ludwigs des Deutschen.“ In: J. Eichhoff & I. Rauch (Hrsg.): *Der Heliand*. Darmstadt, S.400-435. 1966.
- Heyne, M.: „Über den Heliand,“ in *Zeitschrift für deutsche Philologie* 1 (1869), S.275-290.
- Holthausen, F.: *Altsächsisches Elementarbuch*. Heidelberg. 1921.
- Jellinghaus, H.: „Der Heliand und die niederländischen Volksdialekte,“ in *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 15 (1889), S.61-72.
- Jostes, F.: „Die Darstellung der Kreuzigung Christi im Heliand,“ in *Zeitschrift für christliche Kunst* 8 (1895), S.57-64.
- Kauffmann, F.: „Die Heimat des Helianddichters,“ in *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 12 (1887) , S.356-359.
- Klein, Th.: *Studien zur Wechselbeziehung zwischen altsächsischem und althochdeutschem Schreibwesen und ihrer sprach- und kulturgeschichtlichen Bedeutung*. Göppingen. 1977.
- Klein, Th.: „Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Altniederdeutschen (Altsächsischen).“ In: W.Besch et al. Sprachgeschichte. *Ein Handbuch zur Geschichte*

- der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Halbband (1985). Berlin/New York. S.1074-1078.
- Kögel, R.: *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters*. Bd.1, Teil 1. Strassburg. 1894.
- Krogmann, W.: *Die Heimatfrage des Heliand im Lichte des Wortschatzes*. Wismar. 1937.
- Krogmann, W.: „Studien zum Altwestfälischen,“ in *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 77 (1954), S.7-15.
- Krogmann, W.: „Beiträge zur altsächsischen Sprache und Dichtung,“ in *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 80 (1957), S.25-50.
- Kyes, R.: *Dictionary of the Old Low and Central Franconian Psalms and Glosses*. Tübingen. 1964.
- Lasch, A.: *Mittelniederdeutsche Grammatik*. Tübingen. 1914.
- Odwarka, K: *The Consonant System of Manuscript M of the Old Saxon Heliand*. Michigan (Doktorarbeit). 1973.
- Paul, H.: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Tübingen. 231989.
- Priebisch, R.: *The Heliand Manuscript Cotton Caligula A.VII in the British Museum*. A Study. Oxford. 1925.
- Rooth, E.: „Die Sprachform der Merseburger Quellen.“ In: *Borchling-Festschrift*. Vetenskapssocietet i Lund. 1932.
- Rauch, I.: *The Old Saxon Language*. New York. 1992.
- Schmeller, J.: *Heliand oder die altsächsische Evangelien-Harmonie*. München, Stuttgart & Tübingen. 1830.
- Sievers, E.: *Heliand*. Halle. 1878.
- Stammler, W.: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Berlin. 1981.
- Stellmacher, D.: *Niederdeutsche Sprache*. Bern. 1990.
- Szulc, A.: *Historische Phonologie des Deutschen*. Tübingen. 1987.
- Taeger, B.: „Heliand.“ In: K. Ruh (Hrsg.): *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Bd. 3. Berlin & New York, S. 958-971. 21985.
- Taeger, B.: „Heliand.“ In: W.Stammler: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Berlin, S.958-971. 1981.
- Taeger, B.: *Der Heliand. Ausgewählte Abbildungen zur Überlieferung*. Göppingen. 1985.
- Tiefenbach, H.: Berichtigungen und Literaturnachträge in J.Gallée (31993): *Altsächsische Grammatik*. Halle. 31993
- Wrede, F.: „Die Heimat der altsächsischen Bibeldichtung,“ in *Zeitschrift für deutsches Al-*

tertum und deutsche Literatur 43 (1899), S.333-360.

- ⁱ Taeger (21985:959)
- ⁱⁱ Die Mehrzahl der Forscher hat im allgemeinen den Heliand einem Sachsen, genauer einem ostfälischen Mönch, zugeschrieben.
- ⁱⁱⁱ In C sind mehrere <d> vom Korrektor in <d> verbessert. (J. Gallée 31993:135)
- ^{iv} Noch eine neue Heliand-Handschrift ist neulich entdeckt worden.
- ^v Ehrismann (1918:151)
- ^{vi} Sievers (1878:XII)
- ^{vii} Taeger (21985:959)
- ^{viii} wg. = westgermanisch.
- ^{ix} Diese Lenisierung wird in größeren Grammatikbüchern zusammenfasst behandelt, die auf eine Schwächung in bestimmten Kontexten hindeutet.
- ^x Paul (231989) stellt fest, daß diese Erscheinung allen westgermanischen Sprachen eigen ist.
- ^{xi} Eine ältere Zusammenstellung der Belegmaterialien bei Gallée (31993:162,171f.,183).